



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Hoffmann, G.: Stadt und Land : "Er hat es schier vergessen, was wir  
einander sein!"

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Stadt und Land

„Er hat es schier vergessen, was wir einander sein!“

Von G. Hoffmann



Immer wieder ist aus den Äußerungen der Tagespresse ersichtlich, daß die Stadtbevölkerung über das Verhalten der Landwirtschaft zum Volksganzen in dieser schweren Zeit ganz falsch unterrichtet ist. Durch die langjährige bedenkenlose parteipolitische Zänkerelei ist die Kluft zwischen Stadt und Land so groß geworden, daß kaum noch eine Verständigung möglich erscheint. War das in Friedenszeiten schon beklagenswert, so ist es das in des Vaterlandes Schicksalsstunde doppelt. Ja, ich bin der Meinung, daß das Mißtrauen zwischen dem Urberufsstand und allen anderen Ständen und die daraus folgende falsche Einschätzung der Leistungswilligkeit und Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft sich zum Hauptgefahrpunkt unserer Lage gestaltet. Das Ertragenwollen und damit das Ertragenkönnen der gesamten Stadtbevölkerung, aber auch die richtige Bemessung diplomatisch-politischer Möglichkeiten hängt davon ab. Es ist zwar unmöglich, in einem kurzen Aufsatz alle diese Gedanken und Fragen erschöpfend zu behandeln, aber es ist schon viel gewonnen, wenn eine Anzahl der uns Landleuten so fremd Gewordenen aus gebildeten Kreisen der Wahrheit eine Gasse bahnen hilft. Meist fehlt aber dazu jede Grundlage wegen der völligen Unkenntnis unserer Lebenskreise und unserer Bestrebungen. Nach den bisherigen Erfahrungen scheint mein Unterfangen ja aussichtslos; aber vor uns allen steht des Vaterlandes Not. — So muß ich's wagen.

Man macht allgemein der Landwirtschaft den Vorwurf der Zurückhaltung ihrer Erzeugnisse und glaubt mit einer rückhaltlosen Abgabe eine durchgreifende Linderung der städtischen Not zu erreichen. Man glaubt den angeblichen Mangel an Opferwilligkeit besonders dadurch gebührend zu beleuchten und die gestellte Forderung ganz unwiderleglich zu begründen, indem man sie aus der unbestreitbaren Tatsache ableitet, daß bei einem feindlichen Einbruch gerade der Bauer durch die Verwüstung seines Besitzes auf viele Jahre hinaus weit vernichtender getroffen würde als irgendein anderer Stand. Diese Schlußfolgerung ist ganz falsch, weil oberflächlich. Sicherlich ist der Landmann zur Hergabe seiner Erzeugnisse verpflichtet; geht er aber darin so weit, daß dadurch der ordentliche Fortgang seiner Wirtschaft gefährdet wird, so ist das zwar

mensächlich schön, aus Gründen einer höheren Staatsvernunft aber in unserem Falle geradezu ein Verbrechen. Ich betone hier ausdrücklich, daß ich mit diesem Satz nicht gegen die Hindenburgspenden und Ähnliches eifere — sie sind selbstverständliche Pflicht —, meine Gedanken umfassen nur die tatsächlich verlangten Opfer, die eine Behinderung der Erzeugung bedeuten. Die Richtigkeit dieser Gedanken hätte eigentlich jedem Deutschen von dem Augenblicke an klar sein müssen, da England den Plan des Hungerkrieges offen aussprach. Der Weitblick unserer Heeresleitung erkannte das sofort und trug dem durch die Behauung des feindlichen Landes Rechnung, die Masse des Volkes erkannte das nicht, ja es ist sehr zu bezweifeln, ob die leitenden Stellen unserer inneren Wirtschaft allezeit sich völlige Klarheit über die vernunftgemäße Grenze der landwirtschaftlichen Leistungspflicht und der tatsächlichen Leistungsfähigkeit bewahrten. Nur aus der völligen eigenen Unklarheit jener Stellen ist die Verschämung einer eingehenden Volksaufklärung über das Wollen, Können und Tun der Landwirtschaft zu verstehen und zu entschuldigen; sonst wäre kein Tadel scharf genug, um die Lässigkeit zu kennzeichnen, mit der man tatenlos der Heße gegen die Landwirtschaft zugeschaut hat.

Inwieweit beruhen die unablässig erhobenen Vorwürfe auf Tatsachen? Hat die Landwirtschaft ihre gewaltige Aufgabe: die Ernährung eines Achtundsechzigmillionen-Volkes — jetzt im Kriege unter fast völligem Abschluß vom Weltmarkt — zu lösen versucht? Mit welchen Schwierigkeiten hat sie dabei zu kämpfen?

Es kann nicht meine Absicht sein, auf die einzelnen Behinderungen einzugehen, denn ihre Zahl ist fortwährend aus einigen falschen Grundmaßnahmen heraus so gewachsen, daß ihre Aufzählung nur ermüden und bei Nichtfachleuten den Eindruck übelwollender Kritikaſterei erwecken würde. Ich beschränke mich also nur auf eine Darstellung der Zusammenhänge. Ohne jeden Umschweif sei zugegeben, daß sehr viele Landwirte und Landwirtschaftsfrauen ihrer Nächstenpflicht nicht so nachgekommen sind, wie sie das hätten tun können, — genau wie auch in den Städten die Nächstenliebe nicht immer Triumphe feiert.

Ist man berechtigt, all' solche unschönen Geschehnisse dem Stande als solchem zur Last zu legen? Jeder Stand hat üble Vertreter vorzuweisen, also auch die Landwirtschaft. Die Beurteilung der Landwirtschaft bezüglich ihrer sittlichen Kräfte geschieht aber überhaupt stets von gänzlich falscher Grundlage aus. Jeder urteilt nach dem vertrauten Maßstabe seines Standes, ohne zu bedenken, daß sein Stand nur einen kleinen Ausschnitt des gesamten Volkstums bedeutet, erwachsen auf einer ziemlich einheitlichen Grundlage geistiger und beruflicher Bildung aller seiner Genossen. Es entbehrt im allgemeinen nicht einer gewissen Berechtigung, wenn man bei allzu häufiger Wiederkehr des gleichen Fehlers diesen dem ganzen Stande zur Last legt. — Anders bei unserem Beruf. In ihm ist unter der gleichen Kennmarke alles vertreten von der höchsten Bildung des Geistes, des Wissens und der praktischen Arbeit bis zur völligen Stumpfheit

auf diesen Gebieten, Groß- und Kleinbesitzer, Beamte und Arbeiter, jede Klasse in sich und gegeneinander grundverschieden nach Lebensauffassung und Bedürfnissen. Kurz: unser Stand ist das Spiegelbild aller Volksschichten mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Schwächen und Mängeln. Und da will man für die Fehler einzelner, mag ihre Zahl auch nicht klein sein, den ganzen Beruf verantwortlich machen? Das hieße, sich den Fehler unserer Feinde zu eigen machen, die in dem langjährigen Verhalten der Sozialdemokratie und in dem Gebaren eines, zum Teil gänzlich aus der Haltung gekommenen Reichstages zurzeit der Zäbernschmach den Beweis völliger Vermorschung des Deutschtums erblickten, die ihnen diesen kriegerischen Meuchelmord aussichts voll erscheinen ließ.

Nein! Statt Vorwürfe zu erheben, sollte die Volksgesamtheit den landwirtschaftlichen Berufsvertretungen ehrlichen Dank wissen. Wie gering ist die Zahl derer im ganzen Volk, die schon einmal darüber nachgedacht haben, daß die Möglichkeit, in diesem gewissenlosesten aller Kriege der ganzen Welt standzuhalten, ihre Voraussetzung in der ungeahnten Kraft unserer Landwirtschaft hat! Und — die Hauptsache —, daß diese Kraft von unserer selbsterkorenen Führerschaft in jahrzehntelangem zum Teil erbittertem Ringen gegen mißgünstige oder urteilschwache aber mächtige Volkskreise und selbst Regierungsstellen erzwungen worden ist! Wäre die Gegnerschaft nicht allzu stark gewesen, so hätten wir unter anderem seit vielen Jahren eine gewaltige Kriegskornreserve angelegt, die uns die entsetzliche Mißernte von 1915 nicht hätte fühlen lassen. Gleichzeitig damit war eine Preisregelung auf mittlerer Linie beabsichtigt, die eine Steigerung landwirtschaftlicher Erzeugungsteigerung verbürgt hätte, die jeden Gedanken an Auszehrung lächerlich erscheinen ließ. Aber wer — selbst aus den gebildetsten Kreisen — weiß heute etwas von diesen zähe verfolgten, leider nicht erreichten Zielen?

Nun kam durch Englands Neid auf die Blüte von Deutschlands Industrie und Handel der Krieg. Es kann nicht genug betont werden: Nicht unsere blühende Landwirtschaft reizte Englands Zorn! — Ein agrarisches Deutschland konnte seinem Geldbeutel nicht schaden. Nein! Dieser Krieg ist geplant und begonnen zur Vernichtung des deutschen Handels und der deutschen Industrie. Er wird von uns geführt zu ihrer Erhaltung und damit zugleich für die Lebensmöglichkeiten der deutschen Arbeiterschaft. Die Landwirtschaft hätte die üblen Folgen eines sogenannten „ehrevollen“ Friedens im Sinne des Weberschen Nationalausschusses erst in allerletzter Linie zu fühlen. Für die nicht ländlichen zwei Drittel des deutschen Volkes aber gibt es nichts Verhängnisvolleres als diese und die Scheidemannsche Friedenssehnsucht. Der erbitterte stille Kampf gegen diese Schwächen, in dessen vorderster Reihe die deutsche Landwirtschaft steht, beweist wieder, daß wir wie seit Jahrzehnten weit über Berufsinteressen hinaus unbeirrt den Blick aufs Ganze gerichtet halten, daß des Vaterlandes Herrlichkeit unser höchstes Streben ist.

Ich muß zurückgreifen auf Kriegsbeginn. Der 1. August 1914 nahm der deutschen Landwirtschaft die halbe Manneskraft, die halbe Gespannkraft und — was noch mehr ins Gewicht fällt — die Hälfte der denkenden Köpfe. Das war der erste aber unvermeidliche Schlag gegen die Erzeugung. Trotz dieser Behinderung, die mit längerer Kriegsdauer sich noch gewaltig vergrößern mußte, sollte die Landwirtschaft die Kriegsversorgung des Reiches unter Wegfall der bisherigen Auslandszufuhr leisten. Ich muß hier daran erinnern, daß unsere ganze Ernährungswirtschaft gegen den Willen der Landwirtschaft auf diese Zufuhr zugeschnitten war. Hatte doch sogar ein Mann von der Bedeutung Helfferichs in den Zolldebatten die heute fast grotesk-komische Ansicht gegen die Landwirtschaft vertreten, unsere Grenzlinien und das Wirken unserer Diplomatie seien uns untrügliche Gewähr gegen eine Absperrung vom Weltmarkte. Es war also klar, daß die Ernährungswirtschaft sich nicht in den bisherigen unbeschränkten Bahnen weiter bewegen konnte ohne schwere Gefahr für die Gesamtheit.

Was tat die städtische Bevölkerung? Es setzte ein ganz unerhört wahn-sinniger Verschwendungstaukel — zum Teil aus gutem aber unverständlichem Herzen — ein, und bis zum 1. Februar 1915 hatten wir statt der normalen Halbjahresration eine reichliche Dreivierteljahresration verzehrt. Das Ergebnis der Bestandsaufnahme am 1. Februar 1915 löste eine unerhörte, aber von der Regierung geduldete Preßheze gegen die Landwirtschaft aus. Der gesamte Fehlbetrag sollte zum Teil verfüttert, zum andern Teil versteckt worden sein.

Was tat das Landvolk? Als die erste Erschütterung überstanden war, da stand die Sorge vor uns: Wer birgt die Ernte? Die Erntehilfe der Städter sei hier dankbar anerkannt, es muß aber festgestellt werden, daß bei der geringsten Witterungsungunst diese ungeübten Kräfte hätten versagen müssen und eine Katastrophe unvermeidlich gewesen wäre. Das ist für eine spätere Zeit wichtig, auch für die praktische Ausgestaltung des neuen Hilfsdienstpflichtgesetzes. Der Ernteertrag blieb um ein Viertel gegen das Vorjahr zurück, in allen Zeitungen war aber von einer überreichen Ernte zu lesen, und dem entsprach ja der Verschwendungstaukel in den Städten. Da waren es wahrhaftig nicht die Schlechtesten, sondern die Besten im Lande, die „zurückhielten“. Die Regierung tat keinen Einhalt. Da kam ein dumpfes Mißtrauen und ein böser Groll über uns; denn diese — nach unserem Bauernverstand — tolle Gesellschaft, weil sie die einfachste Pflicht nicht begriff, überbot sich in gehässigsten Beschuldigungen, während uns die Sorge zerfraß. Diese entseßliche gegenseitige Stimmung wurde erzeugt und blieb, weil die Regierung kein entschiedenes Wort der Mahnung und Aufklärung fand.

Was taten die Berufsvertretungen der Landwirtschaft?

Bereits am 14. August traten sie vor die Regierung mit einem wohl-überlegten Wirtschaftsplan, der, wenn nicht mehr, so doch wenigstens die nötige Grundlage bot. Als Hauptforderung war aufgestellt: Festsetzung von Höchstpreisen für Getreide, Mehl und Brot, aber auch für alle Futtermehle und für

Kunstdünger, Beschlagnahme des gesamten Brotgetreides und Verbrauchseinteilung. Die Führung der Landwirtschaft hatte also sofort den Kern der Sache erfaßt. Ein ganzer Stand, der die verschiedensten Bildungsstufen in sich vereinigt, bot einmütig aus freiem Antrieb das Opfer dar, eine durch nie erlebte Umstände ins Ungemessene gesteigerte Gewinnmöglichkeit auf das zum erzeugungskräftigen Fortbestehen unbedingt notwendige Maß zu beschränken und auf Eigentums- und Verfügungsrecht zu verzichten. Gewiß: des Vaterlandes Not stand vor uns, — so war es selbstverständlich. Aber man nenne mir in der Geschichte aller Länder und Völker eine ähnliche Großtat! Der Kommunismus der ersten Christengemeinde muß, wenn man Wirtschafts- und sonstige Umstände vergleicht, dagegen wie ein Kinderspiel erscheinen. Und — wieviele Volksgenossen kennen diese Tatsache? Gegenüber der verlogenen Heze hat kein Mund für uns gezeugt. Kein „Hände weg!“ aus Regierungskreisen.

Was tat die Regierung gegenüber diesem Angebot? — Nichts! einfach — nichts! Sie erwägte sicherlich die etwa nötigen Schritte. Endlich — im Spätoctober — kamen Höchstpreise auf — ach nur auf Brotgetreide. Von Mehl und Brot wurde nicht geredet; sie stiegen weiter, und der Städter schalt auf den Bauern, der damit gar nichts zu tun hatte. Der Preis aller landwirtschaftlichen Bedürfnisse stieg auch lustig weiter, so daß die meist wirtschaftenden Altväter, Frauen und Buben völlig den Überblick und den Wirtschaftsmut verloren. Das war der zweite — nicht nötige — Schlag gegen die Erzeugung.

Der Februar 1915 brachte endlich — in elfter Stunde — die Beschlagnahme des Getreides. Und selbst in diesem kritischen Zeitpunkte noch mußte diese Maßnahme auf einem Umweg von den Führern des Bundes der Landwirte — man kann fast sagen — erpreßt werden. Dieser Februar brachte aber auch den berüchtigten Schweinemord. Ich halte es heute noch für wahr, daß damals etwas zu viele Schweine vorhanden waren. Aber die planlose Art des Vorgehens wirkte vernichtend. An praktischen Vorschlägen von der Fachseite hat es auch damals nicht gefehlt. Durch die Hilflosigkeit der verantwortlichen Stellen war jedoch in gut vaterländischen aber unsachmännischen Kreisen geradezu eine Tollheit ausgebrochen. Konnte man doch neben den schönen Stichworten wie „das Schwein unser neunter Feind“ einen hochangesehenen Professor in öffentlichem Vortrag in Berlin sagen hören, man solle die Schweine totschlagen selbst auf die Gefahr hin, sie aus Mangel an augenblicklicher Verwendbarkeit vergraben zu müssen. Als man nach dieser Radikalkur zur Vernunft und zur Übersicht des volkswirtschaftlichen Schadens kam, da lud eine geschickte Presse die unliebsame Angelegenheit auf einen anderen Karren: „Ja, wenn die Landwirte — namentlich die Kartoffeln bauenden Großagrarien des Ostens — ihre Kartoffelvorräte richtig angegeben hätten, dann — usw. Aber die Landwirtschaft hat die Kartoffeln unterschlagen, um eine Preiserhöhung durchzusetzen.“

Wie lag die Sache in Wirklichkeit? Die Landwirte hatten bei der amtlichen Taxaufnahme im Winter pflichtgemäß den gewohnten Winterverlust —

durch Frost, Krankheiten, Eintrocknung — in Ansatz gebracht mit erfahrungsgemäß ungefähr 12 Prozent. Als die Mieten im Frühjahr geöffnet wurden, stellte sich zur freudigen Überraschung ein Verlust von noch nicht 2 Prozent heraus. (N. b. Gleiches habe ich in zwanzigjähriger Praxis nicht erlebt.) Statt Gott zu danken für diese Gnade, benutzte man sie zur Verleumdung unseres Standes. Und — die Regierung schwieg. Das war der dritte Schlag gegen unsere Erzeugungskraft.

Die Folgezeit will ich ganz kurz zusammenfassen; der Entwicklungsboden des Unheils ist ja genügend gekennzeichnet. Es kam die an sich unumgängliche Gründung der Kriegswirtschaftsgesellschaften, aber — mit einem Mehltau erzeugungslähmender Verordnungen. Kaum ein Wirtschaftler kann heute noch übersehen, ob er nicht längst reif für den Staatsanwalt ist. Denn, daß die Leiter dieser Gesellschaften fast nur aus den Kreisen der Waren umsetzenden Berufe gewählt wurden unter fast völligem Ausschluß des Berufes, der die zu bewirtschaftenden Werte schafft, das hatte unglaubliche Verständnislosigkeiten zur Folge und mußte auf der Bahn der Erzeugungsbehinderung rettungslos weiter-treiben. Man denke sich nur einmal das genaue Gegenstück. Was wäre geschehen, wenn man, wie uns, dem Heer, der Industrie, der Geldwirtschaft ihre altvertraute und jahrzehntelang erprobte Führung genommen und sie Neulingen anvertraut hätte zu bedingungslosem Gehorsam? Man mühte sich ehrlich um eine gewissenhafte Verteilung, die Förderung der Erzeugung blieb in mehr oder minder verständnisvollen Worten stecken. Und man mag alle möglichen fördernden Maßnahmen ausklügeln, sie sind alle nur Tropfen auf glühendem Stein, so lange nicht die Grundlage alles landwirtschaftlichen Fortschrittes wieder hergestellt wird: Dungkraft, Arbeitskraft und Verstandeskraft, die die beiden ersten richtig anzuwenden weiß. Daran hängt alles. So lange man sich nicht entschließt, die Kosten der Kunstdüngerherstellung als Kriegskosten zu verrechnen, so lange es vorkommen kann, daß, wie in diesem Herbst, eine Verordnung herauskommt, der Landwirtschaft 25 Prozent der knapp zugewiesenen Kriegsgefangenen zu entziehen, während noch tausende Hektar von Hackfrucht im Felde standen, so lange die Freigabe der Wirtschaftsleiter bei Ko.-Eigenschaft fast unmöglich ist, so lange ist eine Sicherung der Volksernährung auf die Dauer aussichtslos. Man gewinne doch endlich Klarheit darüber, daß es hohe Zeit ist. Selbst wenn man heute mit einem Ruck alles ins richtige Gleis heben könnte, so würde eine für die Allgemeinheit fühlbare Besserung wahrscheinlich erst mit der Ernte 1918 eintreten. Um Tatsachen kann man sich nicht herumdrücken. Hunger tut im Frieden genau so weh wie im Kriege und, wenn morgen die Friedensglocken läuteten, so wäre dadurch auf dem äußerst knappen Weltmarkt kein Kilo Getreide für uns zu haben, gar nicht zu reden davon, daß unser derzeitiger Getreidepreis etwa ein Drittel unter Weltmarktpreis steht. Man überlege mal die natürliche Folge. Die allgemeine Lage ist heute so, daß auch der heiligste gute Wille der Landwirtschaft in der Gesamtheit vom

größten Großagrarien bis zum kleinsten Hüttner und die hehrste Opferwilligkeit die Gefahr nur für kurze Zeit bannen können, wenn unsere Kraftquellen verschüttet bleiben.

Deshalb: nicht unbedacht fordern und schmälern! Verprügelte Pferde ziehen keine schwere Last! Aber die deutsche Landwirtschaft, die bis heute 70 Prozent ihrer Manneskräfte hergegeben und trotzdem die deutsche Scholle nicht hat veröden lassen, sie sollte nicht der ganzen Welt trotzen können, wenn ihr Recht wird?

Ihr Städter, helft! Wir wollen und wir können; aber nicht ohne Euer Vertrauen und ohne Euer Mitwirken, denn wir sind eines Leibes Glieder. Und alle Teufel der Welt werden diesen Riesenleib nicht verschlingen, so lange er sich bewußt bleibt, daß er sich stets aus Bauernmarkt verjüngen kann und muß. Dann muß das Reich uns bleiben!



## Die Monopolisierung des Getreidehandels

Von Eduard Ladenburg



Als im Juli des Jahres 1914 sich am politischen Horizonte Wolken zusammenzogen, da machte sich das besonders an den deutschen Börsen bemerkbar. Wie es in der Natur der Sache liegt, reagierte die Fondsbörse auf die Zuspizung der politischen Lage mit einem Rückgang der Kurse, die Berliner Getreidebörse dagegen mit einer beträchtlichen Steigerung der Preise. Diese entgegengesetzte Tendenz ist durchaus erklärlich. In politisch bewegten Zeiten sucht der Kapitalist sich nach Möglichkeit seines Besitzes an Effekten zu entledigen oder ihn doch der Zahl nach zu verringern. Der Warenhändler dagegen ist bestrebt, seine Vorräte so viel wie möglich zu vermehren. Stand doch im Juli bei einer kriegerischen Verwicklung eine Preiserhöhung für alle Lebensmittel in Aussicht und das reizte naturgemäß die Kaufleute zur Anschaffung. Die Folge davon war ein ständiges Anziehen der Notierungen, und diese Tendenz verschärfte sich immer mehr, als die Mobilmachung verkündet wurde. Es kam damals zu ganz ungewöhnlichen Preistreibern, namentlich an der Berliner Getreidebörse. Die Ursachen hierfür sind in erster Reihe in der recht erheblichen Spekulations-tätigkeit Berliner und auswärtiger Händler zu suchen, die durch umfangreiche Käufe unnötigerweise die ohnehin gespannte Situation verschärften. Denn in der Hoffnung auf weiteren Gewinn aus Preisdifferenzen wurden immer neue Abschlässe weit über den Bedarf hinaus getätigt. Hinzu kam, daß damals der